

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 10. April 1895.

Gründer: Bureau:
Geleit C. Grödenstraße 3.

Telegramme.

Berlin, 10. April. Der Kaiser bestätigte das kriegsgewichtige Erkenntnis in der Angelegenheit von Roze. Dasselbe lautet auf Freisprechung.

Berlin, 10. April. Die „Wolff-Blg.“ veröffentlicht den Börsenagentenbericht, welcher 74 Paragraphen in 6 Abschnitten enthält. Der erste Abschnitt betrifft Allgemeines über die Börse und deren Organe, der zweite Abschnitt das Markelwesen und die Courtsstellung, der dritte Abschnitt behandelt die Zulassung von Wertpapieren, der vierte Abschnitt den Terminhandel, der fünfte Abschnitt die Kommissionsgeschäfte und der sechste Abschnitt die Strafbestimmungen.

Berlin, 10. April. Der frühere Direktor des Wallner-Theaters Theodor Schrum ist gestern in Hildberg in Sachsen gestorben.

Kiel, 10. März. Der Kreuzer „Kaiserin Augusta“ geriet gestern bei der Schwemme-Blindung in der Kieler Förde in der Nähe der Kaiserlichen Werft auf Grund. Der Panzer „Baden“ sowie mehrere Westkämpfer versuchten am Nachmittag vergebens den Kreuzer abzuholen. Am Abend wurden mehrere Kräne angefahren, um erforderlichen Falls die Munition und die Geschütze des Kreuzers abzunehmen. Jede Gefahr für die Besatzung und das Schiff ist ausgeschlossen.

Wuppertal, 10. April. Das „Unabhängige Korrespondenz-Büreau“ meldet aus Laurolo. Anlässlich der gestern stattgefundenen Reichstagswahl kamen mehrere Ausrichtungen seitens der Sozialisten vor, welche die lokalen Wähler bedrohte. Militäre mußte requiriert werden. Die Wahl selbst ist gesichert.

London, 10. April. Das Unterhaus nahm in der zweiten Sitzung die Haftentlassung an.

Solingen, 10. April. Ein gewisser Aufschulu Mehmet schloß gestern auf den Sohn des früheren Unterrichtsministers Rufum Bafcha und verurteilte diesen sowie dessen Bruder ebenfalls.

Die Waisfeier.

Die Sozialdemokratie scheint ihre sogenannte Waisfeier in diesem Jahre ausser Acht zu haben, um der bürgerlichen Gesellschaft in Preussisch-Brandenburg wenigstens klar vor Augen zu führen, daß es so nicht weiter gehen kann.

Von einem „Welt-Beiratsrat“ ist am 1. Mai aus bei der Sozialdemokratie schon lange nicht mehr die Rede – sofern sie ernstlich die „große“ Idee, das einmal im Jahre auf Besuch der Führer des international-vereinigten Proletariats „alle Länder durchzuwandern“ wollen, wenn kein Kaiser „es will“, hat längst Absicht gemacht, nachdem nämlich in verschiedenen Ländern sowohl die bürgerliche Gesellschaft als die Staatsgewalt sich diesem Uebermuthe widersetzt hatten.

Speziell aus in Deutschland hat die Sozialdemokratie niemals dahin bringen können, daß ihre Waisfeier zu einem Feiertage, zu einem Tage der allgemeinen Arbeitruhe geworden wäre, und wo sie es, wie z. B. in Hamburg, gelegentlich verurteilt hat, rüchtete der gescheitene Widerstand der Unternehmer aus, um den proletarischen Uebermut zu brechen.

In diesem Jahre aber wird augenscheinlich darauf hingewirkt, daß die Waisfeier ein Tag der allgemeinen Arbeitruhe werden „müßte“, es scheint, als ob man damit eine Demonstration gegen die Umfurlvorlage zu machen beabsichtigt, während sich doch klar denkende Leute schon fühlen, daß gerade eine solche Demonstration als ein sehr starkes Weisheitsmittel zu Gunsten der Vorlage aus bei den bürgerlichen Elementen wirken müßte, die im übrigen nicht geneigt sind, dem Staate neue Waffen gegen die sozialrevolutionären Uebermut in die Hand zu geben.

In den letzten Kreisen der Sozialdemokratie, die gar oft von den Hintermännern weiter gedrängt werden, als ihnen selbst lieb sein mag, regiert freilich eine besondere Art von Logik, die mit klarem, niedrigerem Denken nichts zu thun hat. So nur ist es zu erklären, wenn die Parole ausgegeben wurde, „das Volk“ müsse am 1. Mai seine Antwort auf „den Bismarcktrümmel“ geben. Ist schon dieser Stempel, den man der Waisfeier aufdrücken will, geeignet, von der bürgerlichen Gesellschaft, die eben erst den Fürsten Bismarck höher geehrt hat, als einem Lebenden je widerfahren ist, als hochachtungsvoller Respekt empfunden und dem entsprechend zurückgewiesen zu werden, so übersteigt es alle Grenzen der Annahme, wenn z. B. die Berliner Brauereiarbeiter am letzten Sonntag in öffentlicher Versammlung feierlich und angeblich einstimmig beschloßen haben, den 1. Mai durch „absolute Arbeitruhe“ zu feiern, weil die Brauereien durch den vorjährigen Bierboikott bereits geschädigt wären, um nicht ein zweites Mal den Kampf gegen die sozialdemokratischen Waisfeier aufnehmen zu können.

Bekanntlich mußte Herr Auer nach dem vorjährigen Boykott sehr erbaulich über die „Lehren“ zu reden, welche die Sozialdemokratie dabei erhalten hätte, und seine Kritik dieses nachher als unüberlegter erkannter Uebermut fand großes Wohlgefallen bei der bürgerlichen Demokratie. Wenn aber jetzt die Brauereiarbeiter von neuem gegen die Brauereien in sozialdemokratischer Seite gelegt werden, und wenn wieder die Waisfeier den Streiktrümmel abgeben soll, dann scheint Herr Auer zum Trotz jene „Lehren“ doch nur sehr wenig geschnitten zu haben.

Am Ende hat die Politik die von der sozialdemokratischen Parteileitung zur Waisfeier ausgegebene Freisprechung beschlagnahm, und das Gericht hat die Konstitution ausgesprochen.

Dort aber ist bekanntlich der 1. Mai von Alters her ein Volksfest. Aber jedoch die Vorgänge innerhalb der internationalen

proletarischen Bewegung beobachtet hat, kann nicht darüber in Zweifel sein, daß die österreichische Sozialdemokratie neuerdings von der eigentlichen Zeitung behauptenden deutschen Widerstand als Versuchungsobjekt dafür demütigt wurde, was man nicht „risieren“ könne.

Will also die Sozialdemokratie diesmal den 1. Mai mit Gewalt zu einer Kraftprobe gemacht wissen, so erweist der Staatsgewalt und der bürgerlichen Gesellschaft die Pflicht, diese freche Annahme gebührend zurückzuweisen, und streng noch als sonst sollte darauf gehalten werden, daß die Waisfeier in vereinzelten Fällen nicht zu einem von der Sozialdemokratie erzeugten Tage der Arbeitruhe gemacht wird.

Sollen die Unternehmer sich dieser Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft unterziehen, so bedürfen sie dazu der Unterstützung der Polizei, und man darf wohl, soweit Freizug in Betracht kommt, vertrauen, daß der neue Minister des Innern rechtzeitig und durchgreifend das Erforderliche anordnen wird.

Deutsches Reich.

* Gestern früh machten der Kaiser und die Kaiserin den gewöhnlichen gemeinsamen Spaziergang im Thiergarten; von 10 Uhr ab hörte E. Majestät den Vortrag des Ministers des königlichen Hauses, arbeitete sodann längere Zeit mit dem Chef des Militärkabinetts und nahm später militärische Redungen entgegen.

* Die „Kirchs-Teleb.“, „aus sicherer Quelle“ erzählt, sind an den Kaiser gegen 1200 Sympathie-telegramme aus allen Theilen Deutschlands und aus dem Auslande eingelaufen. Dieselben beziehen sich auf die Derselbe des Kaisers an den Fürsten Bis marck über den Reichstag des Reichstages vom 23. März.

* Einem Petersburger Blatte wird der Wortlaut der Depesche mitgeteilt, mit welcher Kaiser Wilhelm dem Fürsten Radolins, dem Vertreter Deutschlands am Galzonen Horn, dessen Ernennung zum Vorkämpfer in Petersburg angezeigt. Danach hatte die Depesche folgenden Text: „Mit besonderem Vergnügen theile ich Ihnen mit, daß ich Sie zur Belohnung für Ihre ausgezeichneten Dienste und Ihre Treue zu meinem Vorkämpfer in Petersburg ernenne und Ihnen gleichzeitig das Großkreuz des Roten Adler-Ordens in Brillanten verleihe.“

Zur Vernehmung Radolins nach Petersburg wird erwähnt, daß die Worte die Uebersetzung Radolins aufrichtig behaupte, da er bei dem Sultan und bei der Regierung sehr beliebt gewesen sei. Keiner der europäischen Vertreter in Konstantinopel hätte sich so viel Sympathie erworben, wie Fürst Radolins, der auch seinerzeitigen ungen von der türkischen Hauptstadt schickte.

* Die „Germania“, die am Sonntag die offizielle Auslassung der „Nord-Allgem. Ztg.“ über den Empfang des Reichstagspräsidenten veröffentlichte, tritt bei Rückzug an, indem sie schreibt: „Schließlich war der Entschluß der Präsidenten des Centrums sofort entschieden; es hat dazu nichts als die Einladung selbst bedurft. Voraus schickt das Blatt neue geheimnisvolle Andeutungen über gleich nach der Einladung und wiederholt folgende Andeutungen und Aeußerungen, die es bei seinen früheren Bemerkungen über den Empfang im Auge gehabt haben will.“

* Der neue Reichstagspräsident von Wolf geht in einigen Tagen Berlin zu verlassen und sich nach seiner babylonischen Heimath zu begeben. Herr v. Levetzow räumt in diesen Tagen die von ihm bisher innegehabte Präsidialwohnung.

* In liberalen Kreisen wird – so schreibt die „Kreuz-Zeitung“ – auf einen bemerkenswerthen Widerspruch zwischen den Erklärungen des preussischen Landwirthschaftsministers Freiherr von Hammerstein und des Staatssekretärs Frhr. von Marschall hingewiesen. Auf die Anfrage des Abgeordneten Freiherrn von Hammerstein, warum die Reichsregierung über den Antrag König nicht mit den Vertragsstaaten unterhandeln wolle und ob bereits Fühlung mit ihnen genommen worden sei, hatte Staatssekretär Freiherr von Marschall geantwortet: „Wir haben weder Fühlung mit den Vertragsstaaten genommen, noch haben wir die Absicht, das zu thun.“

Dagegen äußerte der preussische Landwirthschaftsminister Freiherr von Hammerstein zur nämlichen Zeit im Herrenhause mit Bezug auf die möglichen Zuerkennung Aufzucht und Oeffenbarung bei Durchführung des Antrages König: „Ich glaube, daß man in dieser Richtung Fühlung gesucht hat und auf Wiederland getroffen ist.“

Dieser Gegensatz in den Erklärungen der beiden Minister ist nicht leicht zu lösen. Ziemlich scheint es, als ob der preussische Landwirthschaftsminister Freiherr v. Hammerstein trotz seiner vorrichtigen Ausdrucksweise der Wahrheit näher gekommen ist.

* Nachdem der Bundesrath die nähere Anordnungen über die am 14. Juni d. S. vorzunehmende Veranschlagung und Gewerbesteuer-Erhöhung enthält getroffen hat, wird die Herstellung der zu der Zahlung notwendigen Formulare und Statten in Angriff genommen werden. Es sind das Formularstellungen von beträchtlichem Umfange. Dabei handelt es sich nicht bloß um die Herstellung der Hauptpapiere, sondern auch um Seiten und Ueberblätter, welche zur Verarbeitung des Urmaterials zur Anfertigung der Bezirks- und Staats-Ueberblätter notwendig sind und schließlich um die Zusammenstellungsformulare für die Ergebnisse des Reichs. Die größte Sorge wird natürlich der Anfertigung der ersten Kategorie von Urtheilen zugewendet werden müssen, von denen nicht weniger als 15 Millionen Haushaltungskassen, 6 1/2 Millionen Fragebogen für die landwirthschaftlichen Betriebe, 2 1/2 Millionen Gewerkerkarten für die Gewerbetriebe und 1 Million Kontrollbogen außer den für die Gemeinden und für die Verwaltungsbürokraten der größeren und kleineren Bezirke bestimmten

Reagen als notwendig erachtet sind. Da die ausgefertigten Ueberblätter in verhältnißmäßig kurzer Zeit eingehen, so muß auch bereits bald an die Anfertigung der zweiten Kategorie von Urtheilen gedacht werden. Nicht weniger als nahezu zwei Millionen Mark sind für die Herstellung der Formulare und deren Verarbeitung bis zu dem Stadium, in welchem sie an das Reich gehen, auszugeben. Die Bundesstaaten, welche die Herstellung und Verarbeitung des Urmaterials selbst übernehmen, erhalten 3/4 des von der Kopf-Vertheilung hierfür vom Reich erhalt.

* Der Kaiser hat den ehemaligen Staatsminister Dr. Lucius aus besonderem Vertrauen in das Herrenhause berufen und dies dem Minister persönlich in huldvoller Weise mitgeteilt.

* Reichskommissar Major von Wisman ist gestern in Lauterberg a. S. eingetroffen und wird demnächst seinen Aufenthalt wieder in Berlin nehmen. Es wird angenommen, daß das Amt über die Wiederbeziehung des Gouvernements von Deutsch-Ostpreußen endgiltige Entscheidungen gefaßt werden.

Der Untergang der „Elbe“ hat zur Folge gehabt, daß die Verhandlungen der künftigen im Gebiete des Deutschen Reiches zugelassenen Unfallversicherungs-Gesellschaften über die Bildung eines gemeinsamen Verbands für die Uebernahme von Versicherungen gegen Unfälle auf Seevieren wieder aufgenommen sind. Für das verändernde Publikum ist besonders erfreulich die Aussicht auf die geplante Vereinigung der jetzt zum Zweck noch recht hohen Prämien, welche bisher den Ausbau dieses mit dem Reich an die Handlung dauernd nachdenkenden Bereichs der Vervielfachung verbunden. Gleich erfreulich ist die Abnahme, daß den Neidenden hinsichtlich der Wahl ihrer Schiffe keine Beschränkungen gemacht werden sollen, um etwa eine Vermehrung der Schiffe zu vermeiden und damit ein höheres Maß der Vervielfachung zu vermeiden. Ferner soll verboten sein, im Ganzen auf ein Leben mehr als 200.000 M. zu versichern.

* Der „Dziennik pognanski“ meldet, daß die polnische Reichstagsfraktion gegen die Umfurlvorlage in der Kommissionssitzung stimmen werde.

Reform der preussischen Medizinaltauge.

Bei der Etatsberathung im preussischen Abgeordnetenhaus hatte der Cultusminister Dr. Boffe mitgeteilt, daß die von der Arztgesellschaft seit Jahren angeforderte Reform der aus dem Jahre 1817 stammenden Medizinaltauge für die Provinz Preussens demnächst im Cultusministerium zum Abschluß gelangen und den Ärzten Gelegenheit gegeben werden solle, sich zu dem Entwurf gutachtlich zu äußern. Das ist nunmehr geschehen. Der Entwurf eines Reform der Entwurf des Reichs- und Provinz-Verordnungen für einige Tage allen Ärzten zur Begutachtung zugehen lassen. Aus dem Inhalt des Entwurfs ist folgendes hervor zu heben:

- 1. Im allgemeinen gelten die Sätze der Tauge in Streitigen Fällen, wenn eine Vereinbarung über die Höhe des Honorars nicht getroffen wurde. Es sind Mindest- und Höchstätze für jede ärztliche Leistung festzustellen. Die niederen Sätze kommen in Anwendung: 1. wenn die Erhebung der ärztlichen Dienstleistung im Kontraktverfahren geschieht; 2. wenn nachweisbar Unentgeltliche oder Armenarbeiten die Verhältnisse sind. Sie finden in der Regel Anwendung, wenn die Zahlung aus Staatsfonds, aus den Mitteln einer mehr oder weniger Anzahl von Armen, oder einer Arbeiterversicherung zu leisten sind. Weicher Honorarvertrag innerhalb des Grenzen des Mindest- und Höchstatzes sonst im einzelnen Falle in Antrag zu bringen ist, richtet sich nach den besonderen Umständen des Falles, insbesondere nach der Beschaffenheit und Schwierigkeit der Leistung, der Vermögenslage des Zahlungspflichtigen u. s. w. Die ärztliche Tauge zerfällt in zwei Hauptkategorien. Der erste, „Allgemeine“, betrifft, enthält die Sätze für die häufigsten Leistungen der Ärzte. Er enthält die folgenden wesentlichen Bestimmungen: 1. Der erste Besuch des Arztes bei dem Kranken 2-20 M. 2. Jeder folgende Besuch im Verlaufe derselben Krankheit 1-6 M. 3. Die erste Besichtigung eines Kranken in der Wohnung des Arztes 1-10 M. Die folgende Besichtigung in derselben Krankheit 1-5 M. 5. Findet eine besonders eingehende Untersuchung eines oder mehrerer Organe zur Feststellung des Krankheitszustandes (mit dem Abhören, Ausschöpfen, Grausung u. s. w.) statt, so können das erste Mal 2-3 Mark besonders berechnet werden. Jedoch darf bei Tarifzügen von mehr als 10 M. jeder Besuch nicht erhoben werden. 6. Was der Arzt bei einem Kranken länger als eine Stunde verweilt, so stehen ihm für eine jede angesehene halbe Stunde 1.50-3 M. als Verhältnißsätzen zu. 7. Wenn als zwei Besuche an einem Tage dürfen nur dann berechnet werden, wenn sie im Einverständnis mit dem Kranken oder dessen Angehörigen erfolgt werden, oder nach der Beschaffenheit des Falles nöthig sind. 8. Sind mehrere zu einer Familie gehörende, so in derselben Wohnung befindliche Kranke gleichzeitig zu behandeln, so ermäßigt sich der Gebührensatz für die zweite und jede folgende Person auf die Hälfte des Satzes 2. Es stehen dem Arzte ferner zu: a. für Nachtbesuche (in der Zeit von 9 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens) das Dreifache bis Fünfache der Gebühr zu 1 und 3. b. für Besuche am Tage, die sofort oder zu bestimmter Stunde verlangt werden, das Doppelte des Satzes zu 1 und 2. c. für die mündliche Berathung zweier oder mehrerer Ärzte gegen die Gebühr zu 20 M. für jede angesehene halbe Stunde der für die Schriftliche Berathung in derselben Krankheitsfälle für die zweite und folgende Berathung 5-20 M. o. für jeden als Bestand einer anderweitigen ärztlichen Berathung (Conferenz, Besprechungs-) hinzugezogenen Arzt 5-20 M. f. Besuchen und Heilbesuchen können am Wohnort des Arztes bei Verhandlungen und vorläufigen Besuchen zu bestimmter Zeit und bei Nachtbesuchen vom Arzte berechnet werden, wenn der Kranke mehr als zwei Kilometer von der Wohnung des Arztes entfernt wohnt. g. Wird der Arzt nach einem fremden Orte beufen, so hat er, abgesehen von der Gebühr, Anspruch auf Reisekosten und Vergütung von Heilbesuchen in Höhe von 1.50 bis 2.50 M. für jede angesehene halbe Stunde der für die Schriftliche Berathung. Bei Besuchen von mehr als zehnhundert Dauer sind, außer den Reisekosten und Gebühr, 30-150 M. für den Tag zu vergüten. h. Besucht der Arzt mehrere außerhalb seines Wohnortes befindliche Kranke auf einer Ausfahrt, so sind die gesammelten Reisekosten und die Entschädigung für Heilbesuchen auf die einzelnen Besuchen zu vertheilen. Von den Tarifzügen für Einzelbesuchen seien noch vermerkt: 1. Gutachten 3-30 M. 2. Leidenbesuchen 3-6 M. 3. Leidenbesuchen 10-30 M. 4. Sektionsbesuchen 3-10 M. 5. Sektionsbesuchen 3-6 M. 6. Parthe 2-10 M. 7. Parthe 2-5 M. 8. Anwendung des elektrischen Stromes 2-20 M. 9. An-



(Nachdruck verboten.)

Der Lüge Saat.

(16) Roman von E. von Wald-Seditwiz.

VI.

„Wo gehst Du hin, Arel?“ Das sollte gleichgiltig klingen, aber Abda's Blicke widersprachen dem.

„Ich will nur einen Gang in die Stadt thun, um die Ufficien zu besuchen,“ entgegnete er leichtthin. Abda's Blick war schärfer.

„Die Ufficien? Und das soll ich glauben? Wie oft habe ich Dich aufgefordert, mich dorthin zu begleiten? Stets hast Du es mir abgeschlagen, woher jetzt auf einmal dieses Kunstinteresse?“

„Aber, Abda, wenn ich Dir's sage. Ich muß doch am Ende, wenn ich in Florenz war, die hauptsächlichste der Kunstsammlungen gesehen haben? Deine Warnungen, Genüssen nach Möglichkeit zu entsagen und mehr dem Idealen nachzustreben, ist bei mir eben nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.“

Abda zuckte ungeduldig die Achseln, ihr an und für sich leidenschaftlicher, nur durch eifrige Selbstsucht geschulter Charakter brach sich Bahn. „Ich bitte Dich, nur jetzt keine Witzeleien, sie sind mir in diesem Augenblicke unerträglich denn je!“

„Aber ich gebe Dir die Versicherung. Bei unserer nahe bevorstehenden Abreise ist es doch am Ende auch die höchste Zeit!“

Ein hartes Wort schwebte ihr auf den Lippen, aber sie drängte es mit Gewalt zurück, kehrte ihrem Bruder den Rücken und begab sich in das Haus, während Arel den Garten verließ und den Weg zur Stadt einschlug.

„Um — was nun? Sie ist Feuer und Flamme für den schneidigen Major. Somit wäre alles gut, aber sollte die Kugel einen unglücklichen Lauf nehmen — was dann? Nein, es darf nicht sein, ich muß das Duell zu verhindern suchen.“

In solche Gedanken vertieft, bald niedergedrückt den für Luze und somit auch für sich ungünstigen Ausfall des Zweikampfs erwägend, bald voll froher Hoffnung, schritt er den sonnigen, von Weingeländen eingefassten, nur hier und da durch eine Gruppe kahler Delbäume spärlich beschatteten Weg entlang.

„Herr Dönstrut?!“

„Oh, Herr Major, unsere Gedanken begegnen sich, ich wollte zu Ihnen und Sie vernuthlich zu mir?“

„So ist es.“

„Einen Augenblick zögerten die Herren, wohin sie sich wenden sollten, dann schloß sich von Sternfeld Arel an.“

„Nun, wie steht die Angelegenheit, Herr Dönstrut?“

„Diese Italiener sind wie toll. Der Sekundant des Marsche meinte, daß sich dieser Vorfall, wäre er ihm mit einem Landsmann, ja nur mit einem Bekannten, gleichgiltig, welcher Nationalität der Betreffende angehörte, begegnet, wohl auf gutlichem Wege beilegen lassen — aber so —“

„Ich verstehe. Nun, dann muß die Sache ihren Lauf nehmen. So wenig angenehm mir das Duell aus den verschiedensten Gründen ist, so würden weitere Anerbietungen zu einem gütlichen Vergleiche von meiner Seite nicht mehr mit meinen Ansichten übereinstimmen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr von Sternfeld!“

„Ich habe bereits erklärt, daß in meiner Aeußerung nichts Beleidigendes für den Marsche liegen sollte, daß ich sie selbst aber nicht zurückziehen könne, weil sie meiner tiefsten Ueberzeugung entsprungen ist. Ferner habe ich auf mein Ehrenwort versichert, daß mir ein unglücklicher Zufall, nicht Absicht, die Taube so fallen ließ, daß sie seine Stiefel und Beinkleider mit

Blut besprizte. Wenn der Herr damit nicht zufrieden ist, so kann ich nichts ändern!“

„Aber ich bitte Sie, Herr Major, ein Ausweg muß gefunden werden.“

Ein eigenthümlicher Zug ängstlicher Spannung lag auf Arels Gesicht, der Luze nicht entging, eben so wenig wie seine Erregung, welche in Anbetracht ihrer immerhin kurzen Bekanntschaft nicht nur aus der Besorgniß für das persönliche Wohl von Sternfelds entspringen konnte. Jenes kluge, das geistige Uebergewicht kennzeichnende Lächeln umspielte Sternfelds Mund.

„Ich bin Ihnen für Ihren Eifer, diese Angelegenheit auf friedlichem Wege zu lösen, sehr verbunden. Da ich aber fürchte, daß sich doch kein günstiges Resultat erzielen läßt, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich meine Privat-Angelegenheiten vorher zu ordnen bemüht gewesen bin.“

Dabei weidete er sich einen Augenblick an dem verwirrten Gesicht Dönstruts, der bald den Blick auf die Erde heftete, bald planlos ins Weite starrte und ein über das andere Mal ein kurzes „Natürlich, natürlich“ hervorstieß.

„Geleiten Sie mich nach Hause, ich möchte Sie um den Freundschaftsdienst bitten, dort Briefe und Papiere, welche ich Ihnen eben bringen wollte, in Empfang zu nehmen.“

Dönstrut nickte stumm mit dem Kopfe. Sie schritten weiter. Arel hastig, als ginge er einer peinlichen Erwartung entgegen, über welche er, da er doch keinen Ausweg mehr sah, so schnell als möglich eine Entscheidung haben wollte; von Sternfeld dagegen mit dem Gefühle, wie es wohl eine höhere Fügung gewollt habe, daß er vor dem Zweikampfe Abda nicht mehr sehe.

Würde er, hätte er ihr heute gegenüber gestanden, Herr seiner Gefühle geblieben sein? Ziel er, was hatte dann die vorher erfolgte Aussprache für einen Zweck? Könnte sie nicht ein Hinderniß für ein zukünftiges Glück werden, welches Abda beschieden war? Luze fühlte sich wahrhaft erleichtert, daß eine Erklärung und somit ein Verschweigen der wahren Sachlage nicht erfolgt war. Hätte er mit dem qualenden Bewußtsein, eine Lüge auf dem Gewissen zu haben, aus dieser Welt scheiden sollen? — Nein, es war besser so. Und war der Ausfall für ihn ein glücklicher? —

Kostig stieg die Zukunft für ihn auf, er, der so gern lebte, der stets mitten im Leben gestanden hatte, fühlte jetzt erst, wie kostbar es war.

„Da sind wir bei meiner Wohnung angelangt. Bitte, gehen Sie voran, Herr Dönstrut, Sie kennen ja den Weg.“

Arel stieg die Treppe hinauf; bei jeder Stufe wurden seine Bewegungen langsamer; oben angelangt, mußte er nach Athem ringen.

„Prachtvolles Treppenhaus.“

„Sehr schön,“ lächelte von Sternfeld spöttisch.

Arel kam ihm wie ein Verurtheilter vor, welcher den letzten Gang thut, und er empfand ein grausames Vergnügen daran, nach dem Schlüssel erst umständlich in seiner Tasche zu suchen und so langsam als möglich die Thür zu öffnen.

„Bitte, Platz zu nehmen.“

„Danke.“

„Eine Cigarre gefällig?“

„Danke!“

„Danke ja, oder danke nein?“

„Ja, ja.“

Diese Ruhe, wo es sich um so unendlich Wichtiges handelte, war ja um rein aus der Haut zu fahren. Nun erst das langwierige, zierliche Abschneiden und Anstechen dieses Krautes, die Bemerkungen Sternfelds über dessen Güte — schrecklich — unglücklich. — Endlich. Der Major entnahm einer lebernen Briefstache verschiedene Briefschaften.

Dieses Schreiben ist an meinen Truppentheil gerichtet, es enthält den genauen Hergang der Veranlassung des Duells.

Sie wollen die Güte haben, den Ausgang desselben hinzuzufügen."

Arel bejahte, ohne dabei, so sehr ihn auch seine eigenen Angelegenheiten beschäftigten, seine Bewunderung über die Kaltblütigkeit dieses Mannes unterdrücken zu können.

"Aber ich bitte Sie, liebster Herr Dönstrut, wenn man, wie ich, in drei Feldzügen ein und dreißig Mal im Feuer stand," warf der Major ein, um dann mit derselben pflichtmäßigen Ruhe fortzufahren: "Diese Briefe, kurze Abschiedsworte an Verwandte und Bekannte enthaltend, befördern Sie wohl gütig? Diesen hier, an eine liebe Tante, die Gräfin Jennow, deren Erbe ich werden sollte, und welche ich darin bitte, meine Schulden zu regeln, lassen Sie vielleicht rekommandirt abgehen!"

"Gewiß, gewiß," warf Dönstrut gerührt ein. Seine Ungeduld steigerte sich aufs Höchste, denn es war doch nicht zu denken, daß Herr von Sternfeld die zwischen ihnen schwebende Geldfrage mit Stillschweigen übergehen sollte. Da — Arel erblickte. Der Major legte den bewußten Schuldchein und die einen so hohen Werth darstellenden Visitenkarten auf den Tisch.

"Nun zu unserer Angelegenheit — —"

Herr von Sternfeld brach kurz ab, zerriß, vor den Augen des vor Staunen außer Fassung gerathenen Arel Papier und Karten in kleine Stückchen, trat auf den Balkon und gab dieselben den Winden preis.

"Aber wenn der Ausgang — —"

"Ist er ein glücklicher, so widerstrebt es mir erst recht, als Ihr Gläubiger dazuzusehen. Die Art der Bezahlung, welche Sie durch Ihre Heilen durchblicken lassen erregt jetzt, wo ich mich wiedergefunden habe, ich gestehe, daß ich mich eine Zeit lang selbst verloren hatte, meine ganze Empörung. Ein anderer Weg, mich als Ihren Gläubiger zu befriedigen, blieb Ihnen freilich nicht übrig. Selbst wenn ich gegen Sie eine Klage anstrengen wollte, so würde mir das doch nicht zu meinem Gelde verhelfen; denn Ihre Befizung ist über und über verschuldet. — Lassen Sie mich gefälligst aussprechen. Am Vorabende eines so wichtigen Ereignisses muß Offenheit herrschen,

ich will nicht mit einer Lüge von hinnen gehen. Ich kannte Sie, Ihre Verhältnisse, die Marotte Ihrer Fräulein Schwester aus Mittheilungen eines Bekannten, eines Landmannes von Ihnen, schon ehe wir im Klub zusammen spielten. — Die Erscheinung, das Vermögen Ihrer Schwester lockten mich; die Lust, dieses Mädchen kennen zu lernen, stieg in mir auf, und so benutzte ich denn die mir durch Sie gebotene Gelegenheit, mich ihr zu nähern. Sie, Herr Dönstrut, arbeiteten mir dabei so kunstgerecht in die Hand, daß ich wenig mehr zu thun hatte, als mich von den Wogen der Ereignisse treiben zu lassen. Ich sah Abda, liebte sie, empfand mein und — seien Sie mir nicht böse — Ihr Benehmen mit Verachtung, der ganze Handel ekelte mich an und so bin ich glücklich, wenigstens das Objekt, was Sie zu demselben veranlaßte, mir womöglich Ihre Schwester in die Arme zu führen, aus der Welt geschafft zu haben. Wir sind Beide schuldig, mein lieber Freund, es giebt eben schwache Stunden im Leben jedes Mannes, auch des besten — und zu den Besten zählen wir Beide doch wohl noch lange nicht. Zwei Schuldige pflegen nicht vor einander zu erröthen, und so werde ich vergessen, daß ich Ihnen ein Vermögen schenkte, dessen Beschaffung Sie von dem geraden Pfade ablenkte und vergessen Sie dafür, daß ich Ihnen dabei auf halbem Wege begegnete. Gines aber verprechen Sie mir —"

"Alles! — Alles!"

"Ob ich lebe oder sterbe, geben Sie mir Ihr heiliges Ehrenwort, Abda nie zu verrathen, wie sehr ich mich herabwürdigend tonnte." Die Stimme des Majors zitterte. "Ich möchte, daß sie ein ungetrübtes Bild von mir im Herzen bewahrt."

"Arel fiel Kuge um den Hals. "Mein heiliges Ehrenwort, zehn — hundertmal!"

"Einmal genügt mir. Und jetzt kein Wort mehr davon. Diese Sache ist begraben und vergessen!"

"Vergessen und begraben!"

"Nun, lieber Dönstrut, lassen Sie mich, bitte, allein, morgen früh um fünf Uhr werden Sie mich bereit finden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fenster auf!

Ein altes Frühlingslied beginnt mit den Worten:

"Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängstlich durch das Haus,
Er windet bang sich in der Brust
Und krant zusammen seinen Wust,
Geschwinde, geschwinde!"

Mehr oder weniger empfindet wohl Jeder, den seine Arbeit in's Haus, in geschlossene Räume banni, beim ersten Wehen milder Frühlingslüfte den Drang, sich im Freien zu ergehen und soviel wie möglich die freie Luft in's Innere des Hauses einzulassen. Das ist ein sehr gesunder und richtiger Trieb. Besonders nach dem langen kalten Winter, der hinter uns liegt, mit seinem schlimmen Nachtrab von Influenza, die immer noch spukt, wollen wir uns nicht durch die leidige Erkältungsfurcht davon abhalten lassen, in unseren vier Wänden wieder recht ausgiebig zu lüften, was doch, so lange wir heizen mußten, nothgedrungen etwas eingeschränkt worden ist. Aus verdorbener, verunreinigter Luft entstehen unendlich viel mehr Krankheiten, als aus dem Temperatur-Unterschiede einiger Grade. Gegen diesen letzteren kann man sich mit Vernunft obendrein völlig abhärten; gegen schlechte Luft giebt es dagegen keine Abhärtung, keine Gewöhnung daran als leider die der Geruchsnerven, während der Körper desto sicherer geschädigt wird, je mehr schlechte Luft in die Lunge geräth.

Eine berühmte englische Krankenpflegerin hat den Ausdruck gethan, Fenster seien zum Aufmachen, Thüren zum Zumachen. Wer daran fleißig denkt, thut seiner Gesundheit einen großen Gefallen. Besonders die Leute, die in engen Straßen mit himmelhohen Häusern, in großen Miethskasernen wohnen, sollten den Grundsatz beherzigen, daß man durchs Fenster, nicht durch die Thür, lüften muß. Im Innern jedes größeren Hauses, soweit es nicht durch vielgeöffnete Treppen- und Klufterfenster direkt mit der äußeren Luft in Verbindung steht, sammelt sich im Laufe der Jahre eine Luft an, die man nicht unpassend mit dem Inhalt einer Kloake vergleichen hat. Staub, Moder, Fäulnisprodukte aller Art, schädliche Gase, Ausdünstungen von Senk-

gruben, Heere von Bazillen schwimmen darin umher. Wer mit einer noch nicht abgestumpften Nase da hindurch geht, der schüttelt sich, und mit Recht. In solchen Wohnverhältnissen ein Zimmer durch die Thür lüften wollen, ist Wahnsinn. Die Luft auf der Straße dagegen, mag ihr auch Staub, Rauch, Qualm beigemischt sein, ist doch immer eine auf- und ab-, vorwärts und seitlich und rückwärts stuhende Welle des ungeheuren Luftmeeres, das den ganzen Erdball in Meilenhöhe umfliehet.

Sie enthält namentlich immer die für den menschlichen Organismus nothwendige Menge von Sauerstoff, der eigentlichen Lebensluft, die im geschlossenen Zimmer, wo Menschen atmen, schneller verbraucht wird, als sie durch die Ritzen der Fenster und die Poren der Wände nachdringen kann. Findet auf dem genannten, ungewollten Wege immer noch ein gewisser Luftwechsel statt, so kann doch bei geschlossenen Fenstern auch die von den Lungen mit jedem Athenzuge ausgeschiedene Kohlensäure nicht so schnell entweichen, wie sie von athmenden Menschen und Thieren abgefordert wird. Wer in ungelüfteten Räumen haust, vergiftet sein Blut und macht es unfähig zur Ernährung und Reinigung des Körpers wie zum Widerstand gegen tausend gefährliche Angriffe kleinster Lebewesen und anderer Schädlichkeiten, die das gesunde Blut siegreich überwindet. Jede kleine Gelegenheitsursache führt dann eine Krankheit herbei; ja die Krankheiten der Athmungsorgane, die Schwindsucht in ihren verschiedenen Formen, ferner die Bleichsucht, Skrofeln sind häufig auf das gewohnheitsmäßige Leben in ungelüfteten Räumen zurück zu führen.

Die Fenster auf! Das geht ganz besonders auch das Schlafzimmer an, in welchem wir doch ein volles Drittel unseres Lebens zubringen. Weg mit dem Vorurtheil gegen die "schädliche" Nachtlust! Die Nachtlust ist ganz und gar nichts anderes als die Tagluft, — mit zwei Ausnahmen. Erstlich fehlt ihr das Sonnenlicht: Das fehlt aber bekanntlich Nachts im Zimmer nicht weniger und nicht mehr als im Freien. Und zweitens fehlt ihr in großen, volkreichen Städten ein gutes Theil von dem Rauch, Staub und Qualm, den der Tagesverkehr erzeugt; ein sehr wohlthätiger Unterschied! Der menschliche Körper ist so eingerichtet, daß er im wachen Zustande, bei den mannigfachen Hantrungen und Anstrengungen des Tageslebens, mehr Sauerstoff verbraucht, als er durch die Lunge aufnehmen kann. Um

wieder auf das Gleichgewicht zu kommen, hat er den Wunderthäter Schlaf, während dessen Muskeln und Nerven sammt dem Gehirn unthätig sind, keine Lebenskraft verbrauchen, dafür aber nebst allen übrigen Theilen des Körpers von Sauerstoff durchtränkt werden sollen. Nicht weniger als 60 Kubikmeter frische Luft während einer Stunde bedarf jeder Mensch zum richtigen Athmen. Welches Schlafzimmer wäre wohl so groß, daß es die für acht bis zehn Stunden nöthige Menge fassen könnte! abgesehen davon, daß sich die Kohlensäure, die der Schlafende ausathmet, in seiner nächsten Nähe angesammelt und nicht durch die mannigfachen Bewegungen auseinander getrieben wird, wie sie das Tagesleben bringt: Hinundhergehen, Wechseln des Plazes, Aufstundmachen von Thüren und dergleichen. Im Schlafzimmer ist also das Lüften noch unerlässlicher als im Wohnzimmer, ganz besonders in einem Schlafzimmer, wo Kinder und Kranke hausen.

Lüften soll für gewöhnlich aber nichts anderes sein, als gute Luft ständig erhalten, keineswegs ein plötzliches Aufreißen sämtlicher Thüren und Fenster in einem Raum, wo man die meiste Zeit hindurch die Luft stocken läßt. Vernunft muß dabei walten, umso mehr, da ältere Häuser für diesen Zweck oft wenig praktisch eingerichtet sind. Die beste Lüftungsvorrichtung, die man bis jetzt in gewöhnlichen Wohnhäusern haben kann, sind Luftklappen, bewegliche obere Querscheiben, die sich mittels einer an beiden Seiten befindlichen Angel um ihre Achse drehen und schräg oder horizontal stellen lassen. Nahezu ebenso gut sind hoch angebrachte Luftschieber; nur daß sie dem Regen Zugang verstaten und bei Wind klappern. Hat man weder das eine noch das andere, so muß man ausprobiren, wie eine theilweise Oeffnung eines Fensterflügels zu all' den Zeiten zu bewerkstelligen ist, wo die Witterung oder sonst ein triftiger Grund das Offenhalten des ganzen Fensters nicht gestattet. Die Hauptsache ist für Viele, sich nur erst an den Genuß der frischen Luft im Hause wieder zu gewöhnen, so daß sie ihnen zum unentbehrlichen Bedürfnis wird. Und sollte sich bei dem Uebergang zu dieser Gewohnheit eine oder die andere vorübergehende Unbequemlichkeit einstellen, die wirklich unabweisbar auf Rechnung des offenen Fensters kommt: nun, man legt sich ja auch viel fragwürdiger Gewohnheiten: Tabakrauchen, Biertrinken, um den Preis kleiner Unbequemlichkeiten zu. Wer sich aber einmal an offene Fenster gewöhnt hat, der läßt nicht wieder davon, denn er kann die guten Folgen in seiner Gesundheit alle Tage spüren.

Die Veränderungen in der Lebewelt Thüringens während der letzten 1000 Jahre.

Die Art hat nun schon so manchen unserer herrlichen Wälder gefällt und das Ackerland greift immer mehr um sich. Bei diesem Schwinden des Waldes ist es natürlich, daß auch seine Bewohner in immer kleinerer Zahl sich finden. So hat sich z. B. die Zahl der Landmollusken ganz bedeutend verringert, da diesen Thieren der Wald, d. h. ihr Lebenselement, genommen ward. Aber nicht nur die Mollusken haben leiden müssen, nein, fast alle Thier- und Pflanzenklassen haben Vertreter eingebüßt.

Unter den Säugethieren sind die Ausgestorbenen meist die größten und gefährlichsten. Der Ur und das Wiesent, das einen besonders starken Knochenbau besaß, waren früher in unseren Wäldern sehr zahlreich. Allein unsere Vorfahren erkannten recht wohl die Schmachthaftigkeit jener Thiere und unterließen es nicht, ihnen mit großem Eifer nachzustellen. Dieser Jagdlust der alten Deutschen und dem Fällen der Wälder ist das Schwinden dieser wohlgeschmeckenden Wiederkäuer zuzuschreiben. Aus ebendenselben Gründen giebt es den Elch nicht mehr, der durch die Größe seines Gemeihes alle jetzt existirenden Hirsche übertraf. Zwar ist der Elch für unser Gebiet nicht direkt nachgewiesen, allein es finden sich sowohl in der Magdeburger als auch in der Meininger Gegend Gemeihstücke, so daß man wohl diesen Gemeihträger auch für unser Gebiet annehmen darf. Allein nicht nur der Elch, sondern überhaupt das Damwild geht immer mehr zurück. Noch im Mittelalter gab es bei Halle große Hirsche; will man heutzutage den Anblick dieser Thiere genießen, so muß man erst ins Gebirge nach Thüringen oder in den Harz reisen. Ja, selbst der Rehbestand in unjehem kleinen Laubwäldern geht beständig zurück. Auch der fagenartige Luchs darf wohl als ausgestorben betrachtet werden. 1843 wurde bei Dörrberg der letzte geschossen, 1819 fiel eins dieser Raubthiere bei Stuphaus (Kreis Ohrdruf) der Büchse zum Opfer. Ebenfalls erst in diesem Jahrhundert ist der Wolf aus

unseren Fluren ausgewiesen worden. Wie häufig er in früherer Zeit war, das beweist die große Anzahl der Sagen und Märchen, in denen der Wolf eine Rolle spielt, und von denen hier nur die unermüthige Geschichte von Rothkäppchen erwähnt sei. 1718 war er in Sachsen noch ein Gegenstand der mittleren Jagd und 1740 war er am Brocken gar nicht selten. Noch vor dem Wolf mußte der Bär weichen. Der letzte wurde 1700 am Harze erlegt und sein Haupt mußte noch lange Zeit einem Stadthore zum Schmucke dienen. Neben diesen Thieren, die früher Fauna für immer verloren gegangen sind, giebt es noch einige andere, deren Vorkommen nur beschränkt ist. Vor allen Dingen ist hier das Wildschwein zu nennen, dem wir noch oft in Sehegen begegnen, z. B. in Hummelshain in Thüringen. An zweiter Stelle sei hier der Biber angeführt, der bei Dessau noch sein Wesen treibt. Früher war dieser Nager sehr weit verbreitet, allein schon seit vielen Jahren hat er sich nicht mehr in der Saale blicken lassen.

Von den Vögeln ist es nur das Auermild, dessen Abnehmen wir dem Schwinden des Waldes zuschreiben müssen. Die anderen aussterbenden Arten gehören meist zu den Wasservögeln, und ihr Minderwerden erklärt sich aus der Trockenlegung vieler kleiner Seen und Teiche. Vor allen sind hier die Schwäne zu erwähnen. Noch im Mittelalter kamen diese vielbeflegten Vögel im Schwanenteich in der Nähe von Wieselbach, einem Dorfe zwischen Weimar und Erfurt, wild vor. Ebenso gab es fast in jedem Dorfe einen Storch, häufig sogar mehrere, jetzt ist dieser Watvogel für unsere Gegend beinahe eine Seltenheit. Ferner sei hier noch die Trappe erwähnt, die ebenfalls nur noch hier und da anzutreffen ist.

Unter den Fischen ist es der Lachs, der in immer kleinerer Anzahl auftritt. Es werden zwar jetzt mannigfache Versuche gemacht, diesen schmackhaften Flossenträger in unseren heimischen Gewässern, besonders in der Saale, weiter zu verbreiten, allein diese Anstalten werden wohl ziemlich erfolglos bleiben.

Unter den Insekten ist es zunächst der pechschwarze Kolbenwasserkäfer (*Hydrophilus piceus*), der nach Beobachtung der Entomologen von Jahr zu Jahr seltener wird. In zweiter Linie sei hier der Hirschkäfer (*Lucanus cervus*) genannt; das Abnehmen dieser stattlichen Käfer erklärt sich daraus, daß immer mehr von den alten Wäldern, ohne die sie nicht bestehen können, unter den Schlägen der Art dahinsinken. Außerdem wird unsere Käserfauna bald durch die Trockenlegung des salzigen Sees eines herben Verlust erleiden, denn jener See dient einer ganzen Reihe äußerst seltener Wasser- und Schwimmläfer zum Aufenthaltsorte.

Endlich seien noch einige Worte über die Pflanzen gesagt. Die Hallische Flora war früher wegen ihres Reichthums an seltenen Pflanzen berühmt. Jetzt, wo die kleinen Laubhölzer immer mehr dem Ackerlande weichen, sind schon eine große Menge jener Raritäten, besonders viele Orchideen, nicht mehr zu finden. Immerhin lasse der Botaniker nie außer Acht, die Ueberbleibsel jener feuchten Gehölze zu durchsuchen, in denen noch so mancher Schatz zu heben ist. Demgegenüber ist zu bemerken, daß unsere Flora auch einen ganz bedeutenden Zuwachs erfahren hat zunächst durch Kulturpflanzen (z. B. Kartoffel), dann aber ganz besonders durch jene herrlichen fremden Zierpflanzen, die ja schon längst unsere einfachen einheimischen Gewächse aus den Gärten und von den Promenaden verdrängt haben.

Ueberhaupt steht dem Abnehmen einiger Thiere andererseits wieder eine Einwanderung gegenüber. Zunächst sei hier eine Muschel erwähnt, die schiffenartige Kreyssena polymorpha. Diese Molluskenart ist erst seit kurzer Zeit aus den Ostseehäfen durch Flüsse und Kanäle in unsere einheimischen Gewässer eingewandert, in denen sie sich bereits so häufig findet, daß sie beim Baggern in großer Menge mit zu Tage gefördert wird. Schon früher einmal war diese Muschel während der Diluvialzeit über Theile von Norddeutschland verbreitet gewesen. Die Einwanderung dieser Kreyssena verleiht Brehm, bei dem sich genaue Angaben über diese Thiere finden, mit der der schwarzen Wanderratte (*Mus decumanus*), die im vorigen Jahrhundert von Asien her in Deutschland einbrang und ihre Vorgängerin, die braune Ratte (*Mus rattus*) fast gänzlich verdrängte. Durch das Erscheinen dieser Nager ist auch zugleich der Gelsensterglauben stark erschüttert worden.

„Was“, wird der erstaunte Leser fragen, „was hat denn die schwarze Wanderratte mit Gelsenstern zu thun?“ Die genannte braune Ratte, die jetzt in unserem Gebiete nur noch ganz vereinzelt bei Stemboda in der Nähe von Nordhausen und bei

Rudolstadt vorkommt, liebte es während der Nacht lärmende Tänze aufzuführen, die dann von den abergläubischen Leuten für Gespenstergespölte gehalten wurden. Die Nachfolgerin der Mus ratts dagegen war solide und liebte derartige nächtliche Vergnüngen nicht, und die Folge davon war, daß das Gespenstergespölte und mit diesem auch der Gespensterglauben aufhörte.

Dies sind die hauptsächlichsten und auffallendsten Veränderungen, die die gesamte Welt unserer Gegend während der letzten tausend Jahre erfahren hat. Natürlich ist die obige Aufzählung nicht erschöpfend, es lassen sich vielmehr besonders unter den Insekten und anderen niederen Thierklassen noch gar mannigfache Veränderungen konstatiren. Allein diese sind meist so geringfügig oder so wenig bemerkbar, daß sie nur dem Auge des gelehrten Forschers auffallen und wohl kaum in unserer Betrachtung werden vermißt werden.

Allerlei.

Ueber eine interessante genealogische Erscheinung bei den europäischen Regentenhäusern, welche der im Jahre 1876 gestorbene Historiker Friedrich Theodor Richter entdeckt hat, die aber heute noch so gut wie vollständig unbekannt ist, gehen uns auf Grund der betreffenden tabellarischen Feststellungen aus den Kreisen der Hofgesellschaft folgende Daten zu: Eine genaue Vergleichung der Stammbäume der jetzt regierenden europäischen Fürstenhäuser hat die merkwürdige Thatfache ergeben, daß dieselben in ihrem heutigen Bestande fast insgesammt auf zwei Schwestern, und zwar deutsche Fürstentöchter, zurückzuführen sind, von denen die eine die Stammutter fast sämtlicher protestantischer, die andere fast aller katholischen Fürsten und Fürstinnen des heutigen Europa ist. Diese beiden Stammütter sind die erste und die vierte Tochter, Elisabeth Christine und Antoinette Amalia, des Herzogs Rudolph von Braunschweig-Wolfenbüttel (1671 bis 1735) und seiner Gemahlin Christine Luise, geb. Fürstin von Dettingen. Von den genannten beiden Töchtern dieses Fürstenpaares trat Elisabeth Christine in Folge ihrer Vermählung mit Kaiser Karl VI., dem letzten Habsburger, zur katholischen Kirche über. Und so wurde sie durch die Fruchtbarkeit der Ehe ihrer Tochter, der Kaiserin Maria Theresia, mit Franz I. die Stammutter fast aller katholischen Fürsten und Fürstinnen, — der österreichischen, bayerischen, sächsischen, orleanaisischen, spanischen, portugiesischen Regentenhäuser u. s. w. Die gesammte Descendenz dieser Fürsten beträgt ca. 400 Personen. Die andere Tochter des Herzogs Rudolph, Antoinette Amalia, hatte in ihrer Ehe mit Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern drei Töchter und einen Sohn, von denen der Letztere der Stammutter des 1885 erfolgten braunschweigischen Hauses ist, während die älteste Tochter, Louise Amalia, durch ihre Ehe mit dem Prinzen August Wilhelm von Preußen, dem Vater König Friedrich Wilhelms II., die Stammutter der preussischen, russischen, mecklenburgschwerinschen, badischen, niederländischen Regentenhäuser, sowie derjenigen von Anhalt, Altenburg und Meiningen geworden ist. Die zweite Tochter, Sophie, vermählte sich mit dem Herzog Ernst Friedrich von Coburg-Saalfeld und ist somit die Stammutter des weitverbreiteten Coburgischen Hauses geworden, das in seinen männlichen wie weiblichen Linien fast in allen regierenden Häusern Zweige getrieben hat. Und endlich wurde die jüngste Tochter, Juliane, die Gemahlin König Friedrichs V. von Dänemark und dadurch die Ahnmutter der Häuser von Hessen-Kassel, Holstein-Glücksburg und Griechenland. Im Ganzen aber beläuft sich die meist evangelische Nachkommenschaft der Fürstin Antoinette Amalia auf etwa 370 Personen. Mitbin beträgt die genealogische Descendenz jenes Herzogs Rudolph von Braunschweig in noch nicht 200 Jahren gegen 800 Personen und umfaßt beinahe sämtliche souveräne Häuser Europas.

Eine köstliche Geschichte frischen jetzt sächsische Blätter wieder auf aus der Zeit, wo der erste Landtag des Königreichs Sachsen oder wie man ihn damals noch nannte, der „Ständetag“ in Dresden zusammentrat. Damals beschloffen die Mitglieder, ein Jeder solle sich abbilden und das Bildniß in Stein druck herstellen lassen. Jeder Abgeordnete mußte seiner Namensunterschrift irgend einen schönen Spruch, wemöglich die Worte eines großen Dichters beifügen. Wer nun selbst in Dichterverken seinen rechten Bescheid wußte, der zog einen Kundigen zu Rathe. Das Ständemitglied Neumann, ein biederer Kleinstädter, gerieth dabei an einen Späzvogel, und auf dessen Rath schrieb er unter sein Bild: „Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer: Johann Gottfried Neumann.“

Der gewaschene Schadow. Aus Düsseldorf berichten die dortigen Blätter: Eine wunderliche Geschichte bildet den Gegenstand einer Interpellation im Stadtrath. Unserem Schadow, d. h. dem Bronce denkmale des berühmten Meisters, welches unsere Stadt ziert, ist dieser Tage der Kopf gewaschen worden. Dadurch ist der Edelrost (Patina), welcher das Denkmal zierte, verschwunden, und das Denkmal präsentirt sich jetzt in blinkendem Glanze. Prof. Fritz Roebner von der Kunstakademie, der auch im Statuerordnenen Kollegium sitzt, wünscht nun zu wissen, wie und warum Schadow gewaschen worden sei. Stadt = Baumeister Reishoven antwortete darauf, daß es schon lange unan-

genehm bemerkt worden sei, daß das Schadow-Denkmal einen so schmutzigen Eindruck mache. Er habe sich nun mit Professor Weber in Berlin, einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Denkmalfrage, in Verbindung gesetzt und von diesem den Rath erhalten, die Reinigung nur mit reinem Wasser bewirken zu lassen; später habe der Professor gerathen, dem Wasser eine schwache Ammoniaklösung beizumischen. Das sei denn auch geschehen, und im Verlaufe von knapp zwei Stunden sei Meister Schadows Standbild blitzblank gescheuert gewesen. Die kostbare Patina, die das Denkmal anscheinend trug, sei also lediglich Schmutz gewesen, denn Patina könne nur mühsam durch Feilen entfernt werden. Der Interpellant erklärte durch diese Antwort seine Wissbegierde befriedigt; er bemerkte nämlich, daß er nun die Gewißheit habe, diese Denkmalkreinigung sei vom Uebel gewesen, denn Ammoniak sei der ärgste Feind der kostbaren Patina.

Woher stammt der Osterbrauch, neben dem Ei auch den Hasen als Symbol des Osterfestes anzusehen? Paulus Cassel, der gelehrte Theologe hat einmal in einer Abhandlung sich darüber geäußert, daß der Hase den Tod bedeute, weil er so schnell sei, und das Ei sei das Bild des Grabes, aus dem man aufersteht. Das Ei zerbricht, und neues Leben steigt heraus; von jeher galt es als Symbol des christlichen Osterfestes. Man beschenkte sich mit Ostereiern, um den Ostergruß damit zu bekunden; bei christlich-griechischen Mahlgängen füllte man ein ganzes Osterlamm mit Ostereiern. Das Ei war so sehr ein uraltes Zeichen des Osterfestes, daß Christen, die an Jesu Auferstehung glaubten, von Heiden mit glühenden Eiern gemartert wurden. Die Farbe, welche man in früherer Zeit den Eiern gab, war roth oder gelb. Es waren Zeichen der Sonne und des Purpurs; Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, trägt in der mittelalterlichen Malerei fast stets ein rothes Kleid, wie er auch in mittelalterlichen Spielen „der rothe Mann“ heißt. Die Verbindung des Hasen mit dem Ei soll die Grablegung und Auferstehung Christi symbolisch darstellen. Wie es als Unglück gedeutet wird, wenn man einen Hasen über den Weg laufen sieht, so gilt auch hier der Hase als Bringer des Unheils, aber er wird gleichzeitig der Bote der Freude, der Auferstehung. Daß Niemand, der ein Ostereischen oder ein Osterei zum Geschenk bekommt, an diese ernste Bedeutung mehr denkt, ist erklärlich.

Vom Büchertisch.

„Unser Bismarck“ von C. W. Allerz, Text von Hans Kraemer (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig). Gerade zur rechten Zeit, da der Nachhall der feillichen Tage von Friedrichsruh noch alle Herzen bewegt, erscheint die achte Lieferung dieses patriotischen Prachtwerks. Sie versetzt uns in die Zeit, da der nun Achtzigjährige noch als flotter Student die Straßen Göttingens durchzog. Was aus vergilbten Dokumenten und spärlichen Erinnerungen der letzten Corpsbrüder Bismarcks sich noch feststellen ließ, ist hier zu einem fesselnden Bild jener Lebensperiode zusammengefügt, aus der, bei aller Ungebärdigkeit des noch gährenden Jugenddranges, doch so mancher Zug schon auf den künftigen großen Staatsmann hinweist. Zu der Androhung des Consilii abeundi, die, zweimal am gleichen Tag, den zwanzigsten Juli 1833, von Bismarck unterschrieben, hier nebst zahlreichen anderen Dokumenten von seiner Hand in Facsimiledruck wiedergegeben ist, bildet der Ehrenbürgerbrief, den der Magistrat der Stadt Göttingen am 15. März 1877 dem Kanzler des Deutschen Reiches ausstellte, das würdige Gegenstück. Und eine stattliche Zahl trefflicher Zeichnungen von Allerz Meißlerstift schmückt auch dieses Heft, von denen hier nur die großen Kunstblätter: Göttingen Philister und Studenten aus dem Jahre 1832, Bismarck im Anfang der dreißiger Jahre, die Getreuen von Jever, das Rathshaus in Göttingen, Mitglieder des Corps Hannovera im Jahre 1895, Oberförster Weisbach in Varzin, genannt seien. So gestaltet sich aus Vergangenheit und Gegenwart ein vergleichendes Bild, wie es erschöpfender kaum gedacht werden kann. Ein Werk, das so aus der Stimmung der Zeit und der Nation heraus entstanden ist, wie „Unser Bismarck“, kann der weitesten Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes heute wie in der Zukunft gewiß sein.

Notizen und Zahlen. Statistisches Nachschlagebüchlein. Herausgeber und Verleger H. Beringer, Berlin SW., Königsbergerstraße 108. Kommissionsverlag: Deutscher Verlag (G. m. b. H.), Berlin; Kommissionsär in Leipzig: F. Volkmann. (16 S. 12. Preis taronnirt 25 Pfennig.) Noch niemals habe ich ein so reichhaltiges Material auf so knappem Raume bestimmen gefunden. Mit erstaunlichem Fleiße hat der Verfasser aus den Budgets und den Veröffentlichungen der statistischen Bureau's der acht Groß- und Kultur-Staaten der Erde die wissenswerthesten Daten über die verschiedensten praktisch interessirenden Dinge — geographische, physikalische, wirtschaftliche, sozialpolitische u. s. w. — herausgenommen und übersichtlich geordnet. Um ein möglichst klares Bild vom Zustande der großen Staaten zu geben, hat der Verfasser genaue Berechnungen pro Einwohner und Jahr gemacht. Das sauber ausgestattete, sehr deutlich gedruckte Büchlein ist wirklich eine arbeitssparende Maschine: es vertritt eine ganze Bibliothek; und wer es aufmerksam und mit Nachdenken liest, kann daraus den gleichen Nutzen ziehen, als wenn er viele Bücher studirte. Und so wird denn, wer es einmal angesehen hat, es nicht mehr missen wollen, und ihm in seinem Notizbuch oder auf seinem Arbeitstische einen dauernden Platz anweisen.

